

**Alexandra Lavizzari**

**CATALINA** (Romananfang)

Das Problem waren von Anfang an die Augen. Catalina hatte blaue Augen, und zwar zutiefst blaue, um die jeder Himmel sie hätte beneiden können, und auch jedes Meer, aber weil es dieses Zutiefstblau nirgends sonst in unserer Familie gab, es gab überhaupt kein Blau, sondern nur ein Braunbisgrün und im Fall meines Vaters ein Braunbisgelb, wollte niemand die Eltern ernst nehmen, wenn sie ihr Kind vorstellten und sagten, das hier ist Catalina, unser Töchterchen, oder das hier ist Catalina, Judiths Schwesterchen. Sie bemühten sich, glaubwürdig zu klingen, und legten sogar einen gewissen Nachdruck in ihre Stimmen, da sie jedoch selbst nicht glaubten, was sie sagten, konnten sie auch niemanden wirklich überzeugen. Ich war damals noch ziemlich ahnungslos und verstand nicht, was es zu überzeugen gab, staunte nur immer von neuem, wenn die Leute es sich nach einem skeptischen Blick in den Kinderwagen nicht verkneifen konnten festzustellen, dass Catalinas reinstes Augenblau in unseren Breitengraden doch höchst unüblich sei, was, wie ich ahnte, so viel bedeutete wie ganz und gar unmöglich und ein versteckter Angriff auf Mutter war. Auch sie fasste den Spruch offenbar als Angriff an, denn sie reagierte darauf sehr verunsichert. Dies zeigte sich darin, dass sie das Kinn einzog und sich mit der Hand in die Haare fuhr, bis sie ganz zerwuselt war, worauf mein Vater so wirr zu schwafeln anfang wie Mutters Frisur. Vielleicht wäre Catalina mit ihren zutiefstblauen Augen weniger aufgefallen, wenn man sie, wie mich, in rosa oder weiß gekleidet hätte. Catalina wurde jedoch in blaue Anzügchen gesteckt, zwischen marin bis ultramarin und azur bis indigo fehlte keine Nuance der Blaupalette im Kinderschrank, und wenn wir als Familie allein waren, erlaubten sich die Eltern die ungetrübte Freude zu beobachten und zu kommentieren, wie das Blau von Catalinas Kleidchen in jenes ihrer Augen spielte und dieses dann noch tiefer und weiter wurde, so tief und weit, bis es die Wortgrenze überschritt und sie sich nur noch schweigend entzücken konnten. Bei diesem Ritual, das vorzugsweise abends vor dem Zubettgehen inszeniert wurde, hatte auch ich eine Rolle zu spielen. Ich durfte oder musste Catalina im Arm halten und sie anlächeln und meinerseits sagen, dass ich noch nie, wirklich nie so schöne blauen Augen in meinem Leben gesehen

habe. Erst dann wurden unsere Gutenachtküsse auf Catalinas Wange gedrückt, löschte Vater das Licht und schlichen wir im Gänsemarsch aus dem Zimmer.

Wann ich begann, unseren Blaukult zu hinterfragen, weiß ich nicht mehr, es muss aber noch im gleichen Jahr gewesen sein, in dem Catalina zu uns stieß, denn sie konnte noch nicht richtig gehen und sprechen schon gar nicht. Ich erinnere mich, dass ich sie eines Abends unter Mutters schmelzendem Blick ins Bettchen legte und eben sagen wollte, dass ich noch nie, wirklich nie..., als mich beim Anblick dieses mageren Würmchens, das wahllos mit den Armen ruderte und sich zwischen Schlaf und Quengelstunde nicht entscheiden wollte, plötzlich eine ernüchternde Einsicht traf. Erst wollte ich sie mir nicht eingestehen, denn sie war niederschmetternd, also schaute ich nochmals genauer ins Bettchen und betete, dass ich mich täuschte. Ich täuschte mich aber nicht. Das rudernde, sabbernde und leise wimmernde Kind war in Gottes Namen nichts weiter als ein ruderndes, sabberndes und leise wimmerndes Kind, und zwar mit Ausnahme seiner Augenfarbe ein vollkommen reizloses, wenn nicht gar hässliches. Mir wurde sturm im Kopf, als ich dies erkannte, ich wollte Catalina ja nicht reizlos oder hässlich finden, aber der Gedanke war nun einmal gedacht, er ließ sich nicht mehr wegdenken, und bevor ich mir Rechenschaft ablegen konnte, worin Catalinas Reizlosigkeit und vielleicht sogar Hässlichkeit bestand und warum mir diese bis anhin nie aufgefallen war, offenbarte sich mir gleich noch eine weitere, nicht minder verstörende Tatsache: Auch die Eltern fanden Catalina reizlos und hässlich, und dies wahrscheinlich schon seit langem. Ich merkte es, als ich zu ihnen hochschaute und sie genau so über meinen Gesichtsausdruck erschraaken wie ich über den ihren. Es lag in diesem allgemeinen Schrecken ein Geständnis, das unheimlich war und uns alle drei für ein paar Sekunden erstarren ließ, derweil Catalina in unserer Mitte selig weiter ruderte, sabberte und wimmerte. Aber nichts war mehr wie vorher. Die Eltern wussten jetzt, dass sie mit ihrer übertriebenen Bewunderung für das himmlische, bezaubernde, verführerische Zutiefstblau von Catalinas Augen entlarvt waren, und ich wiederum wusste, dass sie wussten, dass ich wusste, was in meinem Empfinden das Peinlichste von allem war. Hätte ich nach diesem kurzen schrecklichen Blickwechsel nicht die Geistesgegenwart gehabt zu tun, als wäre nichts geschehen, und Catalina nochmals aus dem Bettchen gehoben, sie angelächelt und gesagt, dass ich noch nie, wirklich nie in meinem Leben so schöne blaue Augen gesehen habe, weiß ich nicht, wie wir in den nächsten Monaten und Jahren den Frieden im Haus hätten wahren können. Der selektive Blick nämlich,

der uns ermöglichte, an Catalina alles außer zwei schönen blauen Kreislein auszublenden, sollte sich für die Zukunft als hilfreich erweisen, um über gewisse weniger schöne Seiten des Töchterchens und Schwesterchens hinwegzusehen und sie zu ertragen. Wahrscheinlich war es mir aus reinem Überlebensinstinkt gelungen, ihn zu retten, diesen selektiven Blick, ich hatte dafür kaum Verdienst, aber die Eltern zeigten sich dankbar. Mutter küsste mich auf den Scheitel und Vater legte die Hand auf meine Schulter und ließ sie während des ganzen Gänsemarsches von Catalinas Bettchen bis zum Sofa im Wohnzimmer darauf ruhen. Dort entzog er sie und fiel, benommen aber auch erleichtert, in die Kissen und bat um ein Bier.

Catalina war nicht das Kind meiner Eltern und infolgedessen auch nicht mein Schwesterchen. Auch meine Halbschwester war sie nicht, oder meine Viertelschwester oder was auch immer. Wir waren einander vollkommen blutsfremd und nur durch Umstände zusammengeführt worden, die irgendwie, Genaueres wusste ich damals nicht, mit Mutters Unterleibskomplikationen nach meiner Geburt zu tun hatten. Eine zweite Schwangerschaft sei nicht ratsam, ja, sogar gefährlich, hatte der Facharzt gemeint, auf keinen Fall würde er eine solche verantworten wollen. Mutter hörte es nicht gerne, aber eine Weile lebte sie mit diesem Urteil, ohne sich allzu viel dabei zu denken. Sie hatte schließlich mich und anfangs, wie mit jedem Neugeborenen, alle Hände voll zu tun, so dass sie nicht einmal richtig Zeit hatte, sich ein zweites Kind vorzustellen. Der Gedanke aber schlummerte in ihr und erwachte, kaum war ich aus dem Größten hinaus. Als ich drei Jahre alt war, stand er in voller Blüte. Mutter redete nur noch von diesem zweiten Kind und wie es unser Leben bereichern würde, und je mehr sie von der Idylle einer vierköpfigen Familie träumte, desto schuldiger fühlte sie sich, sie nicht verwirklichen zu können. Manchmal, wenn Vater außer Haus war, weinte sie sogar. Sie weinte ganz still vor sich hin, während sie zum Beispiel die Kartoffeln schälte oder das Bad putzte. Einmal, aber auch nur ein einziges Mal, versuchte ich sie zu trösten. Sie stand schniefend am Herd und rührte in einer Pfanne, ich umfasste ihre Beine, legte den Kopf an ihre Schenkel und sagte, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauche, ich sei froh, kein Schwesterchen oder Brüderchen zu haben, so könne ich meine liebe Mama ganz für mich haben und müsse auch meine Spielsachen mit niemandem teilen. Das entsprach sogar ein Stück weit der Wahrheit,

aber Mutter war es kein Trost. Im Gegenteil: Statt sich zu beruhigen, wies sie mich mit einer brüskten Hüftbewegung von sich, musterte mich mit ihren großen braunbisgrünen Augen von Kopf bis Fuß, als sähe sie mich zum ersten Mal, und sprach bis zum Abend kein Wort mehr mit mir. Umso gesprächiger wurde sie aber, als Vater von der Arbeit heimkehrte. Schon seine Schritte im Flur wirkten wie ein Zauber. Die Tränen verschwanden, ein leise Röte strömte in ihre Wangen und die Sätze begannen nur so aus ihr herauszusprudeln, noch eh er Hut und Mantel abgenommen hatte. Es ging um mich, vielmehr um meinen Egoismus, von dem sie am Nachmittag eine besorgniserregende Kostprobe erhalten habe.

“Judith muss lernen zu teilen”, sagte Mutter, “und das kann sie nur, wenn sie jemanden hat, mit dem sie teilen muss.”

Also ging es eigentlich nicht um mich, sondern um das zweite Kind, und obwohl Vater die Augen verdrehte, weil er das ewige Thema leid war, gelang es Mutter, ihn an diesem Abend zu überzeugen: “Das zweite Kind ist keine Marotte, Albin, sondern eine Not-wen-dig-keit.” Vielleicht verdrehte Vater noch einmal die Augen, denn ich hörte sie vom Nebenzimmer aus nachdoppeln: “Glaube mir, ein zweites Kind wäre das beste Mittel gegen Judiths besorgniserregenden Egoismus. Wir müssen doch unser Bestes tun, damit Judith zu einem guten Menschen heranwächst. Es ist unsere Elternpflicht, wann siehst du das endlich ein?”

Blieben die Bedenken des Facharztes, die Vater selbst einer Notwendigkeit halber nicht in den Wind schlagen wollte. Mutter fand auch dafür eine Lösung. Um den armen Doktor zu keiner Verantwortung zu zwingen, trug sie ihr zweites Kind nicht neun Monate lang im Bauch, sondern brachte es von einer Reise aus Bukarest zurück, die nur eine knappe Woche dauerte. Dieser kurzen Reise waren indessen über Monate Gänge zu allerlei Ämtern vorausgegangen. Weil ich angeblich zu klein war, um zu verstehen, und auch weil ein positiver Ausgang alles andere als selbstverständlich schien, wurde ich über diese Gänge zu den Ämtern nicht aufgeklärt.

“Erst wenn wir hundertprozentig sicher sind, dass es klappt, verraten wir dir, worum es geht”, vertröstete mich die Mutter, und: “Wir wollen dich nicht enttäuschen, falls es nicht klappt”, lautete die Version des Vaters.

Wohl oder übel musste ich mich gedulden, aber es fiel mir schwer. Die Gänge zu den Ämtern zogen sich in die Länge, oft vergingen Wochen, in denen die Eltern zu keinem geladen wurden, so dass ich dachte, die Sache sei vergessen und ich werde das große

Geheimnis nie erfahren. Bis wieder ein Telefonanruf von einem dieser Ämter für Aufregung sorgte und die Eltern mich ein paar Tage später bei Señora Flores abladen und verkündeten:

“So, Judith, wir gehen jetzt aufs Amt; sei brav, in zwei Stunden sind wir zurück.”

Señora Flores war unsere verlässliche Nachbarin, bei der mich die Eltern ohne Bedenken abladen konnten, wenn sie wegfuhr. Sie lebte auf demselben Flur in einer Wohnung voll Heiligenbildern und Heiligenstatuen, die bluteten oder weinten oder beides zusammen. Viele davon hingen am Kreuz oder von Pfeilen durchbohrt an einer Säule, andere lagen verkohlt über einer Art Grill oder am Boden mit abgetrenntem Kopf, und wer nicht tot oder wenigstens zu Tode verzweifelt war, sinnierte über den Tod, was sich vom Schädel ableiten ließ, der ihm, meist aber einer schönen langhaarigen Frau, aus dunkler Zimmerecke entgegengrinste. In diesem Gruselkabinett lebte Señora Flores ein fröhliches und zufriedenes Leben, das ich während des Amtsgangs der Eltern nicht ungern, wenn auch mit einer Mischung von Frisson und Ekel teilte. Sie konnte mir jede Gestalt beim Namen nennen, worauf sie sehr stolz war, und leierte diese mit einer gewissen auktorialen Majestät herunter, während sie mich durch die Zimmer führte wie durch ein Museum. Diese Benennungen knüpfte sie in der Regel nahtlos und selbstverständlich an die Begrüßung, kaum war die Tür hinter Mutter geschlossen und steckten meine Füße in den viel zu großen Pantinen, die Señora Flores mir, wie allen Besuchern, zur Schonung ihres Parketts aufzwang. Wenn sie besonders gut aufgelegt war, erzählte sie mir auch das Leben des einen oder andern Heiligen, und zwar so lebendig und genau, als hätte sie sie persönlich gekannt. Hatten wir die Runde beendet, bekam ich Kekse und eine Cola, durfte Ricos Käfig öffnen und mir den Finger von ihm beknabbern lassen, und zum Schluss, während Señora Flores bügelte oder eines ihrer vielen Bohnengerichte kochte, setzte ich mich in den Ohrsessel am Fenster und blätterte Fotoalben durch, darunter mit besonderer Neugier dasjenige von ihrer Hochzeit mit Luis selig, der laut Señora Flores das größte Schlitzohr Andalusiens gewesen war.

Die Nachmittage bei Señora Flores sind meine wertvollsten Erinnerungen an jenen Sommer, bevor alles anders wurde in unserer Familie. Ich hätte mir gewünscht, dass er ewig dauere, dieser Sommer, doch mit den ersten fallenden Blättern nahmen die Gänge zu den Ämtern ein offizielles Ende und begannen die Eltern eine Reise zu planen, die ihnen mehr Sorge als Freude zu bereiten schien. Statt sich über passende Kleider für

Ausflüge und Cocktailpartys auszutauschen und Städte- oder Länderführer zu lesen, beugten sie sich über Stapel von Papieren, die ihnen die Ämter mitgegeben hatten, und diskutierten endlos, welche sie nun mit auf die Reise nehmen mussten und welche sie guten Gewissens zu Hause lassen konnten. Nach Wochen leidigen Argumentierens kamen sie schließlich überein, dass sie am besten alle Papiere mitnehmen sollten, und schafften sich dafür eigens ein Aktenköfferchen an. Dieses Aktenköfferchen war nur eine der vielen Seltsamkeiten, die ich während der Vorbereitungszeit der Reise mit wachsender Unruhe beobachtete. Meine Eltern wollten offenbar weder nach Venedig noch Paris fahren, überhaupt in keine berühmte Stadt, denn nie war vom Eiffelturm, von Gondeln oder der blauen Donau die Rede, sondern immer nur von einer unaussprechbaren Adresse, an der sie an einem bestimmten Tag und zu einer bestimmten Stunde erwartet wurden. Erst als Vater mein Bettchen aus dem Keller hochholte und im Elternzimmer aufstellte und Mutter einen Stoffelefanten hineinlegte, wurde mir klar, was ich schon länger geahnt hatte, ohne es wahrhaben zu wollen: Die Zeit des Teilens hatte für mich geschlagen, denn die Eltern fuhren weg, um sich das zweite Kind zu holen.

Und genau so war es.

Zum Glück hatte Catalina ihre zutiefstblauen Augen. Dank ihnen gelang es ihr, uns anfangs zu bezirzen, so dass die Eltern nicht bereuten, sie geholt zu haben, und mich in den ersten Monaten der Gedanke ans Teilen überhaupt nicht plagte. Mutters Kalkül war aufgegangen, ich schien fürs erste von meinem besorgniserregenden Egoismus geheilt und Mutter glücklich. Was Vater anbelangte, so war er zufrieden, dass alle um ihn auch zufrieden waren.

Catalina gedieh auf ihre eigene Art und Weise, mit viel Geschrei und wenig Lust, die herkömmlichen Fortschritte zu machen. Obwohl sie schon elf Monate alt war, als sie zu uns kam, zeigte sie keinerlei Neugier, krabbelnd ihre Umgebung zu erkunden, und schon gar nicht wollte sie versuchen, sich hochzustemmen, um Tisch- und Kommodenoberflächen zu überblicken. Am liebsten saß sie still, wo man sie gerade hingesetzt hatte, und bewegte den Oberkörper rhythmisch vor- und rückwärts, ohne die Welt um sich wahrzunehmen. Ich glaube, sie hätte stundenlang so sitzen können, wenn uns bei ihrem Anblick nicht unbehaglich zumute geworden wäre und wir das

Bedürfnis gehegt hätten, sie mit Ablenkungsmanövern aus ihrer seltsamen Meditation zu reißen.

Sprechen war auch so eine Sache. Ihr erstes Wort stotterte sie laut Ratgeber ein Jahr später als ein durchschnittlich entwickeltes Kind, worüber die Eltern sich jedoch nicht den Kopf zerbrechen wollten. Catalinas schwieriger Start im Leben war ihnen Erklärung genug. Wer einen schwierigen Start im Leben hat, sei halt etwas langsamer, behaupteten sie.

“Stell dir vor, Judith, Catalina wurde nicht wie du in einem Spital geboren sondern in einer öffentlichen Toilette. Einer Toilette! Wenn das nicht ein schwieriger Start im Leben ist.”

Die Eltern mochten mir diesen schwierigen Start noch so sehr ans Herz legen, ich erkannte keinen Zusammenhang zwischen dem Umstand, dass Catalina neben einer Kloschüssel zur Welt gekommen war, und ihrer Weigerung, gehen und sprechen zu lernen. Denn nach Weigerung sah es aus, ihrer bockigen Miene nach zu urteilen, und so reimte ich mir zusammen, dass sie uns einfach das Leben schwer machen wollte, weil sie glaubte, es selbst schwer gehabt zu haben. Dabei war das Glück doch auf ihrer Seite gewesen. Eine gute Seele hatte nämlich just nach ihrer Geburt das Bedürfnis gehabt, aufs Klo zu gehen, hatte sie dort gefunden und ins Heim gebracht. Es hätte ja ganz anders kommen können, überlegte ich. Catalina hätte verhungern oder erfrieren können, aber nein, dank dem Harndrang einer guter Seele war ihr ein solches Los erspart geblieben, und bestimmt erinnerte sich Catalina nicht mehr an die Toilette, also bitte, wo lag da die Schwierigkeit?

Es bedurfte vieler Gespräche mit den Eltern, bis ich einigermaßen begriff und akzeptieren konnte, dass Catalina überhaupt nicht Glück gehabt hatte. Im Heim hatte sie zwar in einem Bett geschlafen und zwei Mal am Tag etwas Warmes zu essen bekommen, aber niemanden gehabt, die mit ihr sprach, sie an sich drückte und abends in den Schlaf wiegte, wie Mutter es mit mir tat. Im Heim war Catalina buchstäblich mutterseelenallein gewesen, das heißt zusammen mit sehr vielen andern Kindern, die ebenfalls mutterseelenallein waren. Und das, sagte Vater, sei himmeltraurig.

Trotzdem fanden wir, dass Catalina sich für ihr erstes Wort eine Spur zu viel Zeit nahm. Nach fast zwei Jahren, da sie bei uns war und noch immer nichts hatte verlauten lassen, kam uns der Verdacht, dass sie nicht ganz hell im Kopf sein könnte. Er kam sehr leise angeschlichen, dieser schlimme Verdacht, wir merkten es nicht einmal, doch

eines Tages war er da in seiner ganzen Schlimmheit und wollte nicht mehr fortgehen. Manchmal war er besonders stark da, was wir darin erkannten, dass wir allzu eindeutige Blicke tauschten oder noch eindeutiger Bemerkungen fallen ließen. Beides wiesen wir zwar sogleich beschämt oder empört von uns, je nach dem, ob wir sie selbst getauscht und geäußert hatten oder ein anderes Familienmitglied, aber ungeschehen konnten wir sie dadurch nicht machen. Dann gab es nur noch den Strohalm der Unwahrscheinlichkeit, an den wir uns klammern konnten, die Überlegung nämlich, dass ein Kind mit einem derart schwierigen Start im Leben wie Catalina ihn gehabt hatte, zu allem hin nicht auch noch nicht ganz hell im Kopf sein konnte. Das wäre, fasste Vater einmal zusammen, eine höchst unwahrscheinliche Kumulierung von Pech. An diesen Ausspruch, der irgendwie gelehrt klang und deshalb wohl wahr sein musste, hielten wir uns. Catalina indessen blieb weiterhin stur und enttäuschte unsere schwindenden Erwartungen stets von neuem mit fest zusammengepresstem Mund. Umso überraschter waren wir deshalb, als sie eines Tages aus keinerlei Veranlassung heraus und wie nebenbei ihr Schweigen doch noch brach. Sie saß wie gewohnt in ihrem Kinderstuhl und stierte geradeaus, wo es nichts zu stieren gab, Mutter wärmte gerade ihren Brei auf, während ich vergeblich versuchte, mit einer Marionette ein Lächeln in ihr Gesichtchen zu zaubern, als plötzlich ein dicker Speichelfaden auf ihren ohnehin schon vollgesabberten Latz fiel und sie zu würgen und zu glucksen anfang, dass ich schon fürchtete, sie müsse sich übergeben. Aber Catalina übergab sich nicht sondern sprach. "Ju" kam aus ihr heraus, und noch einmal: "Ju". Diese einzige Silbe bewirkte, dass Mutter vor Freude den Löffel fallen ließ und sich regelrecht an Catalinas Seite stürzte, um die nächsten Silben, Wörter, Sätze gar, nicht zu verpassen. Auch ich war ganz Ohr, doch außer einem zweiten Speichelfaden kam nichts mehr, Catalina biss sich auf die Lippen und stierte wieder geradeaus, wo es nichts zu stieren gab, als sei nichts gewesen. Dennoch war Mutter sehr glücklich an jenem Tag und erzählte Vater am Abend von diesem "Ju" wie von einem großen Wunder.

"Hm", sagte er darauf, 'es scheint, dass unsere Judith der Kleinen wichtiger ist als ihre Mama und ihr Papa. Und vielleicht ist das ja ganz gut so, was meinst du, Ju? "

Ich sagte nichts, bebte aber vor unguuten Gefühlen. Zum ersten Mal, seit Catalina bei uns war, wünschte ich mir, dass man sie nie aus dem Heim geholt hätte. Einem Kind, das mich Ju nannte, bloß weil es nicht fähig war, zwei Silben aneinanderzureihen, wollte ich nicht wichtig sein. Noch weniger wollte ich Eltern haben, die der

Unfähigkeit dieses Kindes auf meine Kosten Folge leisteten und mir, ihrer Judith, ihrem Ditlein, dieses alberne Ju verpassten. Die Eltern machten jedoch so viel Aufhebens von Catalinas Fortschritt und nannten mich an diesem Abend mit derart überbordender Begeisterung Ju, dass ich es nicht über mich brachte, ihre Freude mit einer Eifersuchtsszene zu trüben. Vielleicht würde "Ju" anderntags vergessen und verschwunden sein, dachte ich. Und hoffentlich würde es nicht mehr lange dauern, bis Catalina ganze Sätze sprechen würde und auch meinem Namen die zweite Silbe anhing.

Letzteres traf nie zu. Catalina wollte nichts von Judith wissen, und so fuhren auch die Eltern fort, mich Ju zu nennen. Ein Zeit lang wehrte ich mich gegen das Kürzel, indem ich mich taub stellte. Wenn Mutter beispielsweise rief "Ju, komm mal bitte her", oder "Ju, sei so lieb und geh schnell im Laden Brot kaufen", rührte ich mich nicht vom Fleck. Mutters Erziehung hatte aber schon zu tiefe Spuren in mir eingekerbt; keine zehn Sekunden hielt ich es aus, bevor ich artig antwortete, "Ja, Mami' ich komm", beziehungsweise "ich geh gleich".

"Ju" war nur eine erste Kostprobe von Catalinas Eingriffen in unser etabliertes Familienvokabular. Auf "Ju" folgten bald "Vovo" für Vogel, "Ü" für Schlüssel, "Toto" für Auto, und sich selbst taufte sie schließlich Lia. Es war schrecklich genug, sich anhören zu müssen, wie Vater seine Ü suchte und Mutter mit dem Finger auf einen Baum zeigte und sagte "Schau, Lia, Vovo", doch als auch nach und nach alle Wörter verschwanden oder umgetauft wurden, die ich als Kleinkind falsch ausgesprochen hatte und die ihrerseits einmal zum festen Bestandteil unserer Kommunikation gegolten hatten, begann ich hinter Catalinas sprachlichen Verzerrungen eine dunkle Absicht zu vermuten. Womöglich hatte sie die Macht der Wörter entdeckt und benutzte sie, um mich im Herzen der Eltern vom Platz zu drängen. Ich begann nach Beweisen für meine Vermutung Ausschau zu halten, ich lauerte, spitzelte, horchte hinter Türen und forschte Catalinas Miene nach Zeichen der Schadenfreude aus, aber ohne Erfolg. Catalina schien mich aufrichtig zu mögen.